

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 15

Artikel: Mutter
Autor: Kuepfer, Hermann E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nur ein mütterlicher Geist vermag alle Schwierigkeiten zu überbrücken und es zustande zu bringen, daß der Friede im Haus bleibt und daß das große, unschätzbare Wort sich findet, zu dem sich alle bekennen und mit dem sich alle die Hände reichen.

Und heben wir die Schranken auf von Land zu Land, stehen wir da als Glieder einer großen Völkerfamilie. Menschen stehen zu Menschen. Ein jedes sucht ein Plätzchen an der Sonne. Da gibt es solche, die sich recht unbekümmert mehr Ellenbogenfreiheit verschaffen, andere beiseite schieben. Solche gibt es, die erst erwachen, solche, die dulden können, und andere, die nicht lernen wollen, daß Raum für alle die gute Erde hat. Da braucht es denn nicht viel, daß ein Fünkchen der Zwietracht aufblüht, ein Streit anhebt, aus dem Streit wird ein Krieg, und der Krieg droht, alle in den Abgrund zu schleudern, der sich plötzlich im fruchtbaren Boden geöffnet hat. Das Korn wird nicht mehr reif. Die Ernte, die so vielverheißend war, ist zerstört, und alle leiden, wo sie doch so gut nebeneinander lebten, wenn sie es nur sehen würden, wenn sie es nur einsehen wollten.

Mütterlicher Geist kann da nur Rettung bringen, ein Geist der Liebe und Versöhnung. Mütter wohnen in allen Ländern. Mögen sie zusam-

menstehen, mögen sie alle ihre Kunst und Kraft verschwenden in einer Zeit, da mehr als je Kanonen gegossen und Vorbereitungen getroffen werden, auf den unglückseligen Tag hin, da ein neuer Weltbrand aufzulodern beginnt. Keinen heißern Wunsch hegen wir, als daß letzten Endes und im Augenblick der höchsten Gefahr eine mütterliche Vorsehung am Werke ist, das Unglück aufzuhalten, das kein einzelnes hüben und drüben verschonen würde.

Mutter Erde, deine Kinder
Iren durch die dunkle Welt,
Berge türmen sich, Gebirge,
Und kein Stern, der sie erhellt.

Jeder ist sich selbst der Nächste,
Und die Herzen sind wie Stein.
Jeder möchte klug und Richter,
Jeder groß und Herrscher sein.

Mutter Erde, lehr' uns lieben
Mit der Liebe warmem Blick!
Führe die verlornen Söhne
All in deine Hut zurück!

Gib uns Kraft zu neuem Glauben,
Steh' uns bei im harschen Wind.
Öffne uns die blinden Augen,
Daß wir alle Brüder sind!

Deine Kinder, du die Mutter!
Breite deine Arme weit
Über Grenzen hin und Länder,
Über alle Not und Zeit!

Der Mutter Tod.

Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt;
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Schleicht fort, so leis es immer kann,
Und schließt die Türe sacht,
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:

„Du, liebe Mutter, gib
Mir eine Blum aus deinem Strauß,
Ich hab dich auch so lieb!“

Und als die Mutter es nicht tut,
Da denkt das Kind für sich:
„Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So tut sie's sicherlich.“

Friedrich Hebbel.

Mutter.

Sie hatte jene schönen, ausdrucksvollen Augen, wie man sie nur hin und wieder findet auf dem Goldgrund alter Maler, in ihrem stillen, leuchtenden Glanz. Die Augen bildeten den Spiegel ihrer Seele. Und ihre Seele war ein Born der Güte, eine Quelle nie versagender, mütterlicher Liebe.

Mutter ging still durchs Leben. Einsamer, als

die meisten, die sie kannten, vermuteten. Und doch war sie so gerne fröhlich mit den Fröhlichen und trauerte mit den Trauernden. Denn sie hatte die Gabe, sich in die Freude wie in den Schmerz der andern vollends hineinzuleben. Mitfreuen und Mitleiden offenbarte sich als ein wesenhafter Zug ihres Wesens.

Ihre Güte kam nicht nur den sie begegnenden Menschen zum Bewußtsein. Auch die Tiere verspürten sie. Die Vögel im Garten, als sie ihnen ihr Futter im strengen Winter täglich bereitete und unsere Katzen, wenn ihre Hand zärtlich auf ihrem samtenen Felle ruhte. Es ging eine Strahlung von Mutters Wesen aus, Schwingungen der Güte, welche sich ihrer Umgebung in unmittelbarer Weise mitgeteilt haben.

Mutter hatte ein sehr reiches Innenleben. Wie auf alles Mütterliche übte unter den Gestirnen der Mond einen bedeutsamen Einfluß auf sie aus. Beseelte sie mit Empfindung, welche in den Tiefen des Gemütes ihre Melodien erklingen läßt, weiche, edle Töne, aus dem Schmerze des Daseins geboren, und die kristallhellen Durklänge, die der Vertrauenslebekraft immer zu eigen sind.

Mutter suchte indessen mit den Aufgaben und den Problemen des Lebens allein und im eigenen Innern fertig zu werden. Viel Leid, Schmerz und Sorgen sind auch ihr nicht erspart geblieben. Aber sie liebte es, dieselben nicht anderen gegenüber kundzutun, sondern sie zu verschweigen und in sich zu tragen. „Dulden macht geduldig“, besagt ein uraltes Wort. Das war wieder einer der wesenhaften Züge in Mutters Erdenleben. Auch sie mußte es, wie später, nach ihrem Tode ihr Kind, erfahren, daß die Menschen einem nicht zu helfen vermögen. Denn die Menschen haben meist nur ihre persönlichen Interessen und sind auf sich selber eingestellt. So kam ihr denn in der Stille, welche sie liebte, ein Unpersönliches, ein Überpersönliches oft zu Hilfe. Der Gott, der im Herzen des Menschen wohnt. Der Engel, welcher die Wege des Selbstlosen führt. Solches Erleben spiegelte sich in ihren guten und treuen Augen wieder. Und so dürfen wir ihr Leid, ihre Schmerzen und ihre Sorgen nur in der Verklärung betrachten, wie stille Sterne am nächtlichen Himmel, welche der Erdenschwere entrückt sind und vom Schoße des Unendlichen aufgenommen.

In meinen Knabenjahren hörte ich oft Mutters Spiel zu. Auf dem schwarzen Klavier aus Ebenholz mit den silbernen Leuchtern. Als wir noch in dem alten Hause in der Stadt und den engen Gassen wohnten. Da spielte sie an hellen Sommerabenden, wenn der Duft der Linden durch die offenen Fenster drang, die alten innigen Weisen, die Lieder Schuberts und das Adagio aus der Mondscheinsonate in seiner wunderbar fließenden Melodie. Und sie begleitete mei-

nen Bruder zur Geige, für welche er Talent und Begabung hatte.

Mutter war eine große Freundin der Natur. Wenn die Lichter in den Zweigen des Waldes sich wiegten oder sie in den Bergen war und das große, weiße Leuchten sie umfassen hielt, wie glänzten ihre Augen, wie war ihr Gemüt im Einklang mit der Quelle alles Lebendigen und Ursprünglichen. Zu meines Lebens schönsten Erinnerungen zählen die Tage und Stunden, wo ich mit Mutter zusammen die Wunder der Schöpfung erleben durfte. An diesen Tagen und Stunden zehre ich noch heute, wie aus einem Leben und Trost schöpfenden Brunnen.

Einst standen Mutter und ich in Rom schweigend vor Raffaels letztem Gemälde, der „Verklärung Christi“. Wir spürten das Göttliche, das aus diesem Bilde strömt und wurden uns der ihm innewohnenden Lebenskraft bewußt. „Wie schön“, sagte Mutter, „hier das Schweben gen Himmel zum Ausdruck gelangt!“ In memoriam muß ich oft daran denken, wenn die Erde lastet und die Seele heimverlangt...

Und dann Weihnachten. Da die Kerzen am Baume brannten und Blumen und Blütensterne das Zimmer schmückten und Mutters gütiges Wesen den Raum erfüllte: jedem nahe und gegenwärtig, Freude und Beglückung bereitend, im Bewußtsein der heiligen Nacht. Wie schön und traut und heimatisch geborgen das alles war... Und wenn die Lichter am Baume erloschen und der Weihnachtsstern durch das leise geöffnete Fenster blinkte, dann pflegte Mutter noch im besonderen zu danken.

Tief mit den Wurzeln des Daseins verwachsen, gilt das mütterliche Prinzip im menschlichen Leben. Es ist ein Teil des Lebens selber. Als die Elemente des Schützenden und Bewahrenden wirkt es in seinem geheimnisvollen Schoße. Immer, wenn im Dualismus des Seins die Mächte der Zerstörung einsetzen und die Oberhand zu gewinnen suchen, greift es mit helfenden Armen ein. — Als Mutter ihr letztes Weihnachtsfest hienieden beging, war sie schon sehr krank und leidend. Aber sie wie wir alle gaben noch immer der Hoffnung auf Genesung und Wiederherstellung Raum. Vertrauend auf den Sieg des Lebens über den Tod. Das Schicksal hatte es indessen anders bestimmt. Die ein ganzes langes Leidensjahr währende Krankheit führte zur allmählichen Auflösung des physischen Körpers. Auch im Leiden und Sterben offenbarte sich Mutters von Güte erfülltes Wesen. Zuletzt, da

sich schon der Brand des Gaumens und der Lippen bemächtigt hatte, gedachte sie noch der andern, und flüsternd entrangen sich ihrem Munde die Worte: „Wenn wir an die Menschen in der Wüste denken, im Wüstensand, unter der glühenden Sonne und an ihren Durst — wie gut noch habe ich es dagegen.“ Und dankbar atmete sie den Duft einer Zitrone ein, die ihr als ein letzter, armseliger Balsam gereicht werden konnte. Das war Mutter...

Und als die Glocken zu Allerseelen läuteten, führten wir sie zu Grabe. Der weiße, stille Engel breitet nun mit segnender Gebärde seine Hände über ihr Sterbliches.

Und wieder läuten die Glocken Allerseelen ein. Die dunkeln Zypressen rauschen im spätherbst-

lichen Winde. Astern blühen am Wege, und des Sommers letzte Rosen wellen langsam dahin. Am andern Ufer wölbt sich der Himmel in tiefer Bläue, weithin über fernes, unbekanntes Land... Die goldene, abendliche Wolke löst sich in Schweigen auf. Tod und Verklärung im Raum des Unendlichen.

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Sterne reihen sich an Sterne. Welten an Welten. Bereiche des unerschöpflichen und unsterblichen Lebens...

Hier, Mutter, suchen nun meine Gedanken dich auf. Von deiner mütterlichen Liebe getragen, kommen die deinigen zu mir. So bist du doch Trost und mein Teil...

Hermann E. Ruepfer.

Was selbstlose Liebe zu vollbringen vermag!

Eine Kurzgeschichte aus dem Alltagsleben von Adolf Däster.

Das Leben hatte ihm arg mitgespielt. Als Kind armer Fabrikarbeiter erblickte er in einem verwahrlosten Hause an der Lezigasse in Z., einem aargauischen Landstädtchen, das Licht der Welt. Frühe war er von Hause fortgekommen als Verdingknaube in seine Heimatgemeinde. Seine kränklichen Eltern hatten sich unter Seufzen gefreut, einen Esser am dichtbesetzten Tische weniger zu haben. Wenn andere Kinder auf der Straße fröhlich spielten, mußte er mit dem Vieh hinaus oder Holz im Walde sammeln. Mühe und Plage, Wind und Wetter, Schläge und karges Brot waren sein Los gewesen, solange er nur denken konnte. Vom Sonnenschein der Liebe hatte er nicht viel erfahren. Auch in seiner spätern Lehrzeit bei einem strengen Meister war es ihm nicht gut gegangen. Er gehörte zu den körperlich schwachen und unbeholfenen Leuten, die überall gehänselt und verschupft waren. Später fand er eine Stelle als Arbeiter in einer kleinern Stadt. Aber auch hier fand er wenig Glück. Seine Frau war wohl von Herzen gut, allein sie verstand gar nichts vom richtigen Haushalten. Sie sparte gewöhnlich am unrichtigen Orte, um nachher sinnlos zu vergeuden. Unordnung und Schmutz waren die Begleitzeichen ihrer Person und Wirksamkeit. Kein Wunder, als der Mann das Wirtshaus mit der Zeit lieb gewann! Dort begegneten ihm zuerst Leute, die Empörung predigten wider alles, was hoch und heilig ist im Himmel und auf Erden. Und wie Regen auf dürres Erdreich, so fiel ihre Lehre in sein unzufriedenes Gemüt. Er lernte über Gott spotten und die Besitzenden hassen. Er träumte vom Tag der Vergeltung, an dem

die Reichen den Armen dienen müßten. Und um richtig zu beweisen, wes Geistes Kind er sei, ließ er keines seiner Kinder taufen. Dem Pfarrer aber, der ihn daran mahnte, wies er mit groben Worten die Türe. Die Kirche halte es doch nur mit den Kapitalisten, meinte er. —

Nun aber war bittere Not bei ihm eingelehrt. Er hatte sich an einer Maschine am rechten Arme verletzt und mußte ihn in einer Binde tragen. Und zur nämlichen Zeit erkrankte seine Frau und verfiel in ein heftiges Nervenfieber. Sie in einen Spital bringen zu lassen, wie der Arzt ihm anriet, widerstrebte ihm. Jeden Morgen und Abend kam die Nachbarin, eine alte arme Waschfrau, zog die Kinder an und aus und verrichtete allerlei kleine Dienste. Allein, was konnte dies helfen! Wenn der Mann seine Frau anblickte, die ohne Pflege dalag, daneben die vier verwahrlosten Kinder und das wüste Runterbunt in der Wohnung, dann war er der Verzweiflung nahe.

Eines Tages klopfte es ganz leise an der Stubentür, und herein trat eine Diakonissin, die von mitleidigen Menschen auf das Elend in der armen Arbeiterfamilie aufmerksam gemacht wurde. Der Mann wollte auffahren, als er die schwarze Gestalt mit dem weißen Häubchen auf dem Kopfe sah. Denn sie erinnerte ihn an die Kirche, „die verhasste Helferin der Kapitalisten“, mit der er ein für allemal nichts mehr zu tun haben wollte. Aber im Hinblick auf seine trostlose Lage schwieg er. Mit stillem Wesen fing die Schwester an, zu schalten und zu walten. Sonnenschein ging von ihr aus. Behagen und Gemütlichkeit zog ins armselige Stübchen ein, daß